Nr. 438. 42. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Freitag, 29. August 1913

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Der Weltfriede.

Die Einweihung des Friedenspalastes im Haag gerade in diesem Augenblick muß zunächst etwas unzeitgemäß wirken. Es sind in diesem August fünfzehn Jahre vergangen, seit durch das Manifest des russischen Zaren der Gedanke des Weltfriedens und der internationalen Abrüstung den Großmächten gleichsam aufgedrängt wurde. Und gerade in diesen fünfzehn Jahren hat es an Krieg und Kriegsgeschrei gewiß nicht gefehlt; ja mit dem Zarenmanifest schien eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe einen jähen Abschluß gefunden zu haben. Die blutigen Kämpfe in der Mandschurei, in Südafrika und nicht zuletzt auf dem Balkan haben scheinbar den schlagenden Gegenbeweis gegen die Theorien der Pazifisten geführt. Und doch man soll niemals Niemals sagen. Die Gegenwart hat schon so manches Problem gelöst, an dem sich zahlreiche Generationen ihre Zähne ausgebissen hatten. Deshalb braucht auch nicht auf eine letzte Lösung auf dem eminent schwierigen Gebiet des Völkerfriedens verzichtet zu werden. Nur so viel wird freilich konstatiert werden müssen, daß die Lösung noch nicht gefunden worden ist. Der Friedenspalast steht im seltsamen Gegensatz zu einer waffenstarrenden Welt, und wohin man auch von seinen Zinnen den Blick wenden mag, überall sieht man die Völker bereit, das Schwert zu ziehen.

Herr Carnegie hat in seiner gestrigen Ansprache bei der Einweihung des Friedenspalastes, der zum großen Teil mit seinem Gelde erbaut worden ist, nach einem Weltfriedensfürsten Umschau gehalten, und er hat ihn nicht in dem Verfasser des Manifestes vom 24. August 1897 gefunden, sondern im deutschen Kaiser. In der Tat, wenn man nicht allein nach dem guten Willen, sondern nach den tatsächlichen Erfolgen urteilen will, dann wird man, soweit es sich um die Aufrechterhaltung des Friedens handelt, dem deutschen Kaiser den ersten Platz nicht wohl streitig machen können. Er kann auf ein Vierteljahrhundert ununterbrochenen Friedens zurückblicken. Und man darf hinzufügen, daß diese verhältnismäßig lange Friedensära dem Deutschen Reich nicht ohne sein Zutun in den Schoß gefallen ist. Mehr als einmal standen die Dinge auf des Messers Schneide; nur aus einem starken Friedenswillen heraus konnte die gütliche Beilegung vorhandener Differenzen gelingen. Man wird sich bei uns darüber freuen dürfen, daß das Deutsche Reich auch im Ausland immer mehr als ein starker Hort des Friedens anerkannt und die Tätigkeit des deutschen Kaisers in der Richtung des Völkerfriedens zutreffend gewürdigt wird.

Hätte sich Herr Carnegie damit begnügt, die Bedeutung des Deutschen Reiches und seines Herrschers in das rechte Licht zu stellen, so würde man ihm rückhaltlos beipflichten dürfen. Aber er möchte noch einen Schritt weiter gehen. Fast scheint es, als habe sich Herr Carnegie in eine ähnliche Rolle hineingeträumt, wie sie einst der russische Staatsrat Johann v. Bloch bei Nikolaus II. gespielt hat. Was der russische Zar nicht vollenden konnte, das soll der deutsche Kaiser, wenn es nach Herrn Carnegie ginge, von neuem in die Hand nehmen. Er soll die zivilisierten Mächte der Welt zur Bildung einer Friedensorganisation einladen. Mit einer Schwärmerei, die in merkwürdigem Gegensatz zu seiner Tätigkeit im wirtschaftlichen Leben der amerikanischen Union steht, glaubt Herr Carnegie, daß diese Initiative des deutschen Kaisers dem Völkerkrieg mit einem Schlage ein Ende machen würde. „Sobald einmal dieser Schritt getan ist, hat auch die letzte Stunde des Krieges geschlagen," sagt Carnegie, der Friedensprophet. Gerade, wer den internationalen Frieden als höchstes Ziel im Auge zu behalten versucht, wird zu so starkem Optimismus zweifelnd den Kopf schütteln.

Wie soll nach der Meinung Carnegies dieses Ziel erreicht werden? Denn Worte allein tun es doch nicht. Carnegie glaubt darauf die Antwort geben zu können, daß nur drei oder vier Großmächte ein Abkommen zu treffen brauchten, sich gegen jedweden Störer des Weltfriedens zusammenzutun. Angesichts einer so mächtigen Allianz würde ein Friedensstörer überhaupt nicht auftauchen. Nun, wir haben im Laufe des letzten Jahres erlebt, daß sich nicht bloß drei oder vier, daß sich sogar sechs Großmächte zusammentaten, um die Friedensstörer auf dem Balkan zur Ruhe zu verweisen. Aber die Balkanmächte dachten gar nicht daran, sich durch die sechs Großmächte inkommodieren zu lassen. Sie tanzten ihnen einfach auf der Nase herum. Man mag einwenden, daß es innerhalb der Großmächte nicht an Gegensätzen gefehlt habe, die eine nachdrücklich Durchsetzung des zweifellos vorhandenen Friedenswillens nicht als zulässig erscheinen ließen. Aber würde es anders werden, wenn sich die Großmächte ausdrücklich zu dem Zweck der Aufrechterhaltung des Weltfriedens zusammenschlössen? Damit würden die nationalen und wirtschaftlichen Gegensätze vielleicht etwas verdeckt, doch gewiß nicht ausgeschaltet.

Auch nach dem Carnegieschen Rezept wäre die Konsequenz dieser Weltfriedensallianz der Krieg, wenn auch unter dem Deckmantel eines Kampfes gegen den Friedensstörer. Man braucht sich aber nur einmal auszumalen, wie es gekommen wäre, wenn die friedliebenden Großmächte zu Gewaltmaßnahmen gegriffen hätten, um die kriegslüsternen Balkanstaaten zwangsweise zur Ruhe zu bringen. Höchst wahrscheinlich wäre ein allgemeiner Weltbrand die Folge gewesen. Man wird sich nur schwer davon überzeugen lassen, daß sich nicht zuletzt bei diesem schwierigen Geschäft auch die Exekutoren des Weltfriedens selbst in die Haare gefahren wären. Bei aller Hochachtung, die wir vor Herrn Carnegie und vor seinem guten Willen empfinden, müssen wir doch sagen, daß uns sein Friedensgedanke einigermaßen unausgereift erscheint. Es ist deshalb auch kaum anzunehmen, daß der deutsche Kaiser sich von Herrn Carnegie bewegen lassen wird, diese sehr brenzliche Angelegenheit in die Hand zu nehmen. Wenn man will, hat der Kaiser Herrn Carnegie indirekt bereits geantwortet, als er in Breslau sagte, daß es hoffentlich auch ferner gelingen werde, unter dem Schutze des mächtigen deutschen Heeres, das einer der Hauptpfeiler des europäischen Friedens sei, diesen Frieden dauernd aufrecht zu erhalten. Wir geben zu, daß der bewaffnete Friede nicht dem pazifistischen Ideal entspricht. Auch uns wäre es lieber, wenn die Schwerter zu Pflugscharen umgewandelt werden könnten; aber es geht nun einmal nicht anders, als sich bei großen Zielen in Geduld zu fassen.

Eine wissenschaftliche Expedition unter Spionageverdacht.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

⊙ **Wien,** 29. August.

Eine Expedition des ungarischen geographischen Instituts an der Budapester Universität hatte im Juli eine Reise nach Kleinasien angetreten. Die Mitglieder der Expedition, Professor Dr. Rudolf Millöcker und Dr. Bela Horvath, wurden in Konstanza am 8. Juli im Hotel Karol unter dem Verdacht der Spionage angehalten, weil man bei ihnen photographische Apparate, Landkarten und dergleichen vorfand. Der unfreiwillige Aufenthalt der beiden Herren in Konstanza dauerte vier Wochen, und ihre Freilassung konnte trotz diplomatischer Intervention nicht durchgeführt werden. Erst vor einigen Tagen, als energischere diplomatische Schritte unternommen wurden, ließ man die Herren frei, doch wurden ihnen ihre Apparate und Belege, die sie für ihre Expedition zum Studium Kleinasiens notwendig gehabt hätten, nicht ausgefolgt. Die Herren haben nunmehr bei der rumänischen Regierung den Schadenersatzprozeß angestrengt.

Bulgarien vor der Entscheidung.

Die russische Absage. — Die Ungeduld der Pforte.

(Telegramme unserer Korrespondenten.)

✕ **Petersburg,** 29. August.

Von bulgarischer diplomatischer Seite wird jetzt zugegeben, daß Rußland in Sofia zu verstehen gegeben habe, es bleibe Bulgarien nichts anderes übrig, als direkte Verhandlungen mit Konstantinopel anzuknüpfen. Jedenfalls ist man auch hier überzeugt, daß Bulgarien auf Adrianopel wird verzichten und sich mit dem begnügen müssen, was die Pforte ihm zugesteht. Durch direkte Verhandlungen zwischen Bulgarien und der Türkei wird übrigens, nach hiesiger Auffassung, der Londoner Vertrag annulliert und damit auch der Existenz der Pariser Finanzkommission ein Ende gemacht. Dem „Nowoje Wremja" wird aus Konstantinopel gemeldet, daß Natschewitsch im Prinzip mit der Abtretung Adrianopels einverstanden sei unter der Bedingung, daß alle Forts geschleift werden und die Grenze Enos-Maritza bis Adrianopel und von hier bis Hagios Stephanos am Schwarzen Meer gehe. Dagegen wünsche die Türkei eine Grenze, die zehn Kilometer westlich der Maritza verläuft, damit die Bahnlinie türkisch bleibt. Bulgarien wolle aber das seiner Kontrolle unterliegende Recht haben, Truppen und Munition auf der Bahn zu befördern. Russische diplomatische Kreise geben jetzt zu, daß die Frage des Finanzboykotts sehr langsam vorwärts geht. Bisher habe eigentlich nur Paris in positivem Sinne geantwortet, während die übrigen Großmächte über die Frage noch Unterhandlungen führen.

Konstantinopel, 29. August.

Die Ungeduld der türkischen politischen Kreise wegen des andauernden Zauderns der Regierung in Sofia kommt in einigen türkischen Blättern zum Ausdruck. So erklärt sich die Bemerkung des „Sabah", daß die türkisch-bulgarischen Vorbesprechungen zwar nicht gescheitert, aber angeblich wenigaussichtsvoll seien. Die türkischen Morgenblätter charakterisieren die Lage indessen richtig, wenn sie feststellen, daß die Entscheidung momentan von Sofia zu erwarten ist. Die Pforte rechnet auf Vorstellungen der Mächte in Sofia.

Sofia, 29. August.

Hier wird versichert, daß noch immer keine wesentliche Veränderung bezüglich der Adrianopelfrage eingetreten ist. Bulgarien hofft, daß die Großmächte bezüglich der Räumung Thraziens und der Revision des Friedensvertrages intervenieren werden. Die Türken stehen noch immer auf dem rechten Maritzaufer und halten Kirdschali, das dicht an der bulgarischen Grenze liegt, besetzt. Die bulgarischen Behörden haben also diejenigen Gegenden, die vertragsmäßig Bulgarien zufallen, noch nicht besetzen können. Die letzten rumänischen Abteilungen haben gestern Bul-

Clôture annuelle.

Von [Nachdruck verboten.]

Victor Auburtin.

Paris, Ende August.

Die Pariser, die es wissen müssen, und die ihre Stadt gut kennen, erklären, daß Paris noch nie in einem Sommer so still und einsam gewesen ist wie diesmal. Wirklich sieht die Stadt sehr leer und öde aus, und die berühmten Straßen um die Place Vendôme und die Oper herum, in denen man sonst nicht vorwärts kommt, liegen verlassen und schlafend da. Das macht sie aber nur noch schöner und erinnert den fremden, einsamen Wanderer an den Wunsch, den wir als Kinder vielleicht alle geträumt haben: einmal ganz allein als letzter überlebender Mensch in einer reichen, verlassenen Stadt zu sein; dann könnte man nehmen und greifen, was man mag und will, der Eitle die Diamantenketten des Goldschmieds, der Klügere die weißen Marzipanbrezeln aus dem Laden des Zuckerbäckers.

Auch den großen Boulevards sieht und hört man es jetzt in diesen trüben und frostigen Augustwochen an, daß alle Pariser fort sind und nur die ernsthaften und gründlichen Fremden dageblieben sind, die das richtige und schnelle Pariser Leben nicht aufbringen können. Des Abends wird es zeitig still, die Automobile tuten und riechen weniger als sonst, die Zeitungsverkäufer, von denen niemand etwas haben will, schreien nicht so laut, und bald hört man nichts als das einförmige Geräusch des Grogtrinkens, mit dem die letzten Gäste der Caféhausterrassen gegen die Nachtkälte ankämpfen.

Ganz merkwürdig für den Fremden ist die Erscheinung, daß jetzt in der Sommerzeit in manchen Straßen fast alle Läden geschlossen sind, weil die Kaufleute in ihre Villeggiaturen abgereist sind. Die Franzosen sind gewiß ein sehr fleißiges Volk, aber sie hegen wie alle Lateiner die sehr vernünftige Meinung, daß die Arbeit nur Mittel zum Zweck und in diesem allzu kurzen Leben nur eine Nebensache sein muß. Deshalb ziehen sie sich, wenn sie können, schon mit vierzig Jahren von ihrem Beruf zurück, um irgendwo in der Vorstadt oder auf dem Lande Melonen zu pflanzen; und deshalb schließen sie in jedem Sommer mitten im besten Geschäft ihren Laden den Kunden vor der Nase zu und befestigen einen kleinen Zettel auf der Rollalousie mit der Aufschrift „Clôture annuelle, réouverture en Septembre". Auch die allerkleinsten Betriebe, die vom Tag in den Tag leben, haben geschlossen. Der Stiefelputzer am Madeleineplatz ist verschwunden; die Gemüsefrau, von der man die Artischocken bezieht, hat sich ins Gebirge begeben und der Milchhändler weilt am Seestrande und betrachtet dort erfreut diese große Masse Wasser.

In den Straßenvierteln, die durch den Fortzug der Pariser ganz ausgestorben sind, pflegt erst gegen Mitternacht ein einigermaßen reges Leben zu erwachen. Dann kommen von allen Seiten geschäftig die Einbrecher herbei und gehen in den verlassenen Häusern eifrig und liebevoll an ihre Arbeit. Sie kommen in ganzen Scharen an, zu Fuß oder auch in Automobilen, um die Kolli wegzubefördern, manche haben sich zu Einbrecherpicknicks zusammengefunden, und die Polizei hat jede Nacht die größte Mühe diesen plötzlich gesteigerten Verkehr in geregelte Bahnen zu lenken.

*

Herr Poincaré sitzt in Sampigny in Lothringen, wo er seine private Sommerresidenz hat; Louis Barthou, der Ministerpräsident, verweilt in Bellaggio und sieht sich den Comer See durch seinen Kneifer an; die feine Welt und die Parlamentarier halten sich in Deauville auf, dem aufblühenden Seebad, für das in diesem Sommer eine Reklame vollführt wurde, daß jedem rechtlichen Menschen übel werden mußte. Womit sollen in dieser stillen, leeren Epoche die Zeitungen sich befassen? Da ist es kein Wunder, daß ihnen nichts anderes übrig bleibt, als sich mit den Flöhen zu beschäftigen.

Das kam ganz plötzlich, und ehe man sich dessen versah, waren alle Journale voll von dieser Flohdebatte. Zuerst wurden Klagen darüber laut, daß die Nationalbibliothek in der Rue Richelieu von Flöhen nur so wimmele. Die Professoren und die gelehrten Damen, die in diesem erlauchten Institute arbeiten, schrieben Beschwerdeartikel an den „Figaro" und erklärten, das sei einfach nicht mehr zum Aushalten. Kaum schlage man einen Codex palimpsestus auf, so springe ein Floh aus den longobardischen Majuskeln hervor; und wie solle man ein koptisches Manuskript aus der Ursprache ins Lateinische übertragen, wenn man bei dieser ohnehin schwierigen Arbeit fortwährend durch das Stechen und Beißen seitens der Flöhe gestört werde. Die Bibliothekverwaltung hat darauf erklärt, daß sie einschreiten und die Flöhe wieder vertreiben werde, von denen man nicht weiß, wie sie in die Bibliothek gekommen sind und was sie darin suchen. Für die dicken Folianten interessieren sie sich doch gewiß nicht und für die dünnen Philologen noch weniger.

Gleichzeitig und noch bedenklicher wurde eine andere Klage laut. In der sehr ernsthaften Zeitschrift „Mercure de France" schrieb ein bekannter Kolonialschriftsteller, daß die vielen Unruhen und Aufstände in Algerien und Marokko nur auf die exzessive Flohplage dieser heißen Länder zurückzuführen seien. Die Eingeborenen kämen überhaupt nicht mehr zur Ruhe und zum Schlafen vor lauter Angezieferi; und wenn sie sich ordentlich gekratzt hätten, dann ergriffen sie voll Wut ihr krummes Schwert und veranstalteten eine Harka oder einen heiligen Krieg gegen die Franzosen und weigerten sich, die Steuern zu zahlen.

Auch dieser Artikel des „Mercure de France" hat großes Aufsehen erregt, und so wurde in der stillen Sommerzeit der Floh, wenn man so sagen darf, der springende Punkt des allgemeinen Interesses. Wer das geahnt hätte, daß die Revolutionen von den Flöhen herrühren. Wenn der Sultan Abdul Hamid das gewußt hätte, damals, als der jungtürkische Aufstand ausbrach, hätte er die Rebellen nicht mit Kanonen, sondern mit Insektenpulver bekämpft. Dann säße er vielleicht heute noch friedlich auf dem Throne und maßregelte seine Minister.

Der ewige Naturalismus.

Von [Nachdruck verboten.]

Ludwig Hatvany.

Man hört immerzu vom Tod des Naturalismus sprechen. Doch totgesprochen und abgetan erscheint er immer wieder in neuen Gestalten, zäh, frisch und lebendig, sich furchtbar an dem Künstler rächend, der ihn mißachten und ohne ihn auskommen will. Jede Generation muß sich mit seinem Problem von neuem abfinden, — ein neues Verhältnis der Kunst zur Natur finden.

Vor zwei Jahrzehnten, im sogenannten Zeitalter des Naturalismus, wurde Wert und Unwert eines Kunstwerkes abgeschätzt, je nach der Anzahl der wahren Lebenselemente, die es enthielt. Diese handgreiflich-konkrete Lösung des schwierigsten Kunstproblems hat die Gemüter besonders aufgeregt und die Frage in den Brennpunkt des ganzen Kunstinteresses gestellt. In romanischen Ländern war der Kampf besonders um Zola entbrannt, in den germanischen um Ibsen. Es wurde erbittert gestritten und gefochten, kein Argument war zu schlecht, kein Mittel zu billig, keine Beweisführung spitzfindig genug — alle Waffen wurden ins Treffen geführt.

Als die Gegner des Naturalismus den eben erst auftretenden Neuromantiker Maeterlinck gegen Zola, Ibsen und Hauptmann ausspielen wollten, hob der kritische Vorkämpfer des Naturalismus, Otto Brahm, triumphierend genaue Lebensbeobachtungen aus Maeterlincks Traumwerk heraus, um zu beweisen, wie auch die Romantik vom Naturalismus beeinflußt, sich darin verändert habe. Die Phantasie sollte von nun ab einen schweren Ballast von Wahrheit in den Äther heben und die blaue Blume von Blausäure durchtränkt sein.